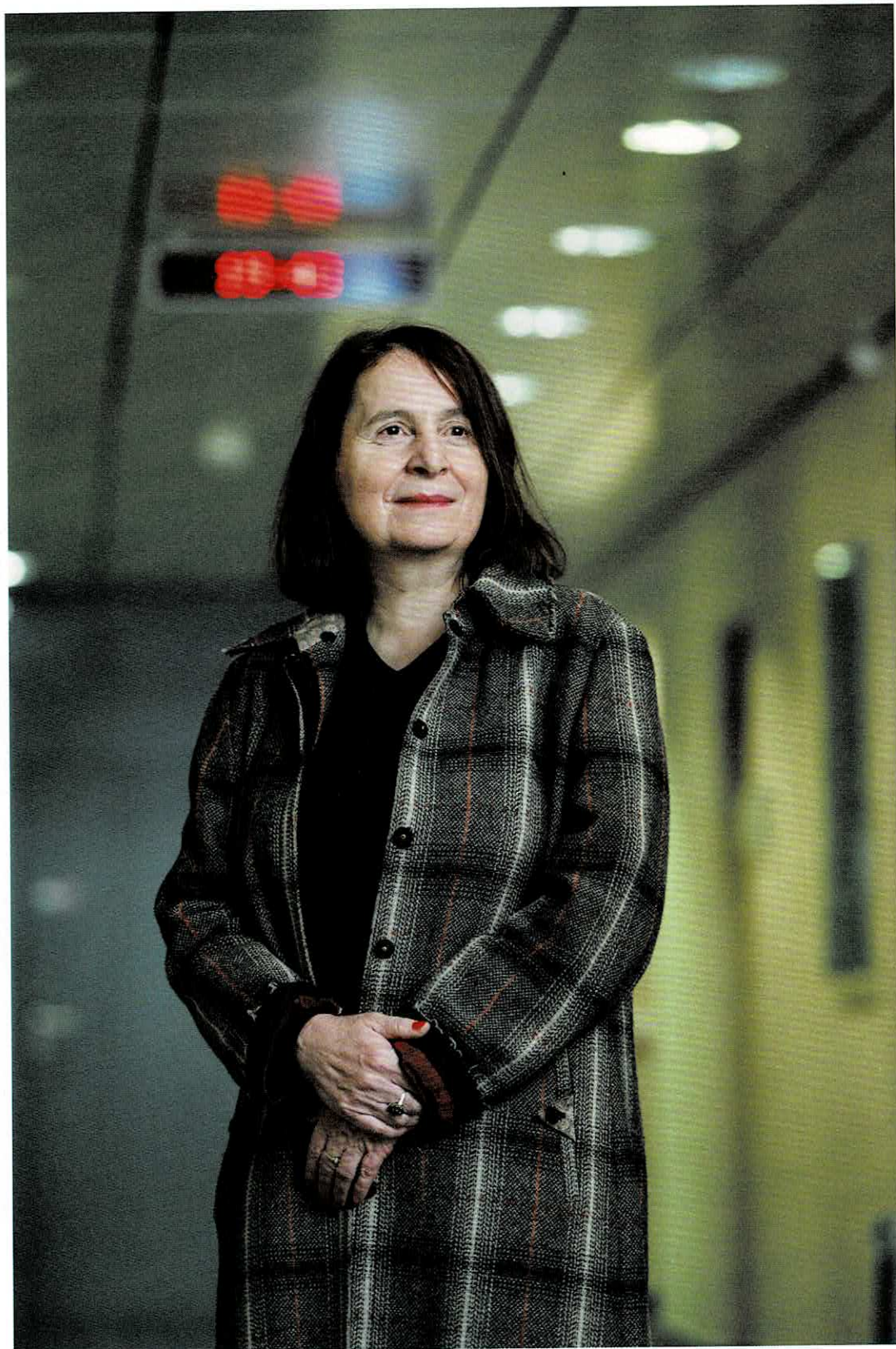


Von der Gabe, zu schenken



Regine Munz, 59, studierte evangelische Theologie in Berlin und Basel. Sie schreibt und forscht unter anderem zu Gnade, Narrativität und Scham und arbeitet heute als Dozentin an der Theologischen Fakultät der Universität Basel sowie als Psychiatriseelsorgerin in Liestal BL.

«Das Verhältnis von uns Menschen zum Schenken ist kompliziert. Denn ganz egal, ob wir schenken oder beschenkt werden, wir kommen nicht um unsere Gefühle herum. Intensive Gefühle. Als Kind wünschte ich mir so richtig fest einen Schirm, der alles zaubern kann, was ich mir wünsche. Wenig später hing tatsächlich bei meinen Grosseltern im Baum vor ihrem Haus ein roter Regenschirm. Für mich war klar, dass der für mich ist. Weit gefehlt: Er war für meine Schwester. Ich erhielt einen braunen Schulranzen. Bis heute kann ich mich an meine Enttäuschung von damals erinnern. Völlig anders meine Gemütslage, als mir mein Onkel einen elektrischen Kinder-Herd schenkte. Ich freute mich riesig und bereitete darauf voller Stolz halbgeare Omeletten zu. Was ich sagen will: Jeder kennt solche Schenk-Geschichten, in denen Erwartung, Erfüllung, Enttäuschung und Freude zusammenkommen. Erfahrungen, die nicht mit der Kindheit enden.

Am Anfang eines Geschenkes steht der Wunsch, mit einer anderen Person in Kontakt zu treten. Ich will eine Verbindung schaffen und ja, mich auch zeigen. Im Grunde geht es um ein klassisches Tauschgeschäft. Beispiel: Ich werde an eine Hochzeit eingeladen und darf dort gut essen, vielleicht wird mir auch noch die Übernachtung in einem schönen Hotel bezahlt. Im Gegenzug wird von mir erwartet, dass ich ein Brautpaargeschenk von der Hochzeitliste auswähle. Das alles geschieht natürlich freiwillig, folgt aber einer unausgesprochenen gesellschaftlichen Übereinkunft. Es gibt jedoch auch die andere, überbordende Seite: Ich schenke, um die eigene Grosszügigkeit und Souveränität zu zeigen. Dabei gebe ich alles her, ohne Rücksicht darauf, was die Beschenkte überhaupt möchte und brauchen kann. An Weihnachten wird diese Form gerne auf die Spitze getrieben – mit destruktiven Auswirkungen für die Umwelt und die Psyche. Am Ende liegt man mit einem leeren Gefühl unter einem Haufen Geschenke begraben. Das ist auch ein Grund, weshalb ich den Begriff der Gabe so sehr mag: Er stellt beim Schenken nicht den merkantilen Teil in den Vordergrund, sondern das Verbindende zwischen Geberin und Empfängerin. Die Maoris in Neuseeland haben dafür sogar einen eigenen Begriff: «Hau» nennen sie die Kraft, die in einer Gabe steckt. Darum tue ich mich auch unheimlich schwer damit, Geschenke wegzugeben. Das Buch von einem Freund mit Widmung, der von einer Freundin selbstgetöpferte Zwiebeltopf – überall spüre ich dieses «Hau».

Was oft nicht gesehen wird: wie verletzlich uns Geschenke machen. Der Schenkende signalisiert: «Ich mag dich, und darum will ich dir das schenken. Ich hoffe, es ist das, was du dir wünschst.» Ist das nicht eine unglaublich hingebungsvolle und schöne Geste? In solchen Momenten sind wir schutzlos wie ein unverpacktes Geschenk. Deswegen packen wir es auch so gerne liebevoll ein und freuen uns, wenn wir in den Augen des anderen sehen, dass wir den Geschmack getroffen haben.

Die reinste Form des Beschenktwerdens ist für mich die Geburt eines Kindes. Wenige Wochen nach der Geburt unseres Sohnes legten wir ihn, gebettet in einer bequem ausgestatteten Holzkiste, unter unseren Christbaum. Spätestens da wurde mir klar, was beschenkt werden wirklich heisst: eine Gabe bedingungslos zu erhalten. Weil sie mir nur anvertraut wurde, werde ich sie nie besitzen und sie mir auch nie ganz zu eigen machen können. Der Kirchenlieddichter Paul Gerhardt brachte dieses Glück des Empfangens in einem Weihnachtslied zum Ausdruck: «So lass mich doch dein Kripplein sein, komm komm und leg dich bei mir ein, dich und all deine Freuden.» Daran will ich mich auch diese Weihnachten erinnern.»